

Die große Liebe.

Roman von Louise Schulze-Brück.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Ich habe noch gar nie gesehen, daß Ihr Euch küßt, und nun könnte Paul Dich auch endlich Zanna nennen. Ich kann kein Marianne wahrhaftig gar nicht mehr hören.“

Und plötzlich fiel ihr ein, wie sie an dem verhängnisvollen Tage der Schlittenfahrt oben im Wohnzimmer auf der Kommode gefessen hatte, und wie Minnie ihren Bräutigam nachgeahmt hatte.

„Marianne, ich muß mich sehr wundern, daß Du auf der Kommode sitzt. Bitte, komm' herunter.“

Wahrhaftig, Minnie hatte nicht ganz unrecht. Er würde etwas ganz Nehliches sagen.

So stark wirkte die Erinnerung daran auf sie, daß sie ihn am Abend fragte:

„Paul, warum nennst Du mich eigentlich immer Marianne? Ich bin gar nicht daran gewöhnt. Und Mutter nannte mich doch auch immer Zanna.“

Doktor Köster, der gerade mit Hermann über einer Aufgabe gefessen hatte, zögerte ein wenig mit der Antwort.

„Ich finde alle Abkürzungen häßlich,“ sagte er kurz. Die Abkürzung Zanna für Marianne ist mir sogar besonders unangenehm. Du bist Marianne getauft, warum nennt man Dich Zanna?“

Zanna schwieg, aber die Tränen traten ihr in die Augen. Der Name, mit dem ihre Mutter sie gerufen, mit dem sie sie alle nannten, die sie lieb hatten, war für ihn häßlich, nur darum, weil er eine Abkürzung war, und weil man solche Abkürzungen nicht brauchte.

Minnie aber rief vorwitzig von ihrer Näherei herüber:

„Gott, Paul, freu Dich doch nur, daß Du einen so kurzen Rufnamen hast. Wenn es Deinen Eltern nun eingefallen wäre, Dich mit Deinem zweiten Namen zu nennen, der ja Euer Familienname ist, oder mit den beiden Namen zusammen, wie es ja die Sitte ist, wie würde Dir das gefallen, Paul-Bonaventura?“

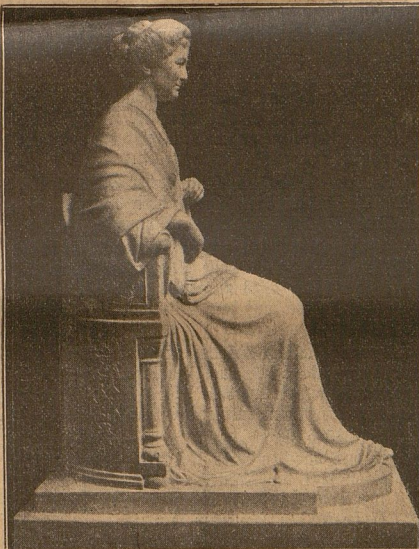
Doktor Köster war schon wieder in die Arbeit Hermanns vertieft.

Er zuckte nur die Achseln und sagte ziemlich wegwandernd: „Wenn! Meinen Eltern wäre so etwas gar nicht eingefallen.“

Es gab Zanna einen leisen Stich ins Herz. Sie sah aufmerksam zu den beiden Köpfen herüber, die sich da auf die Hefte und Bücher beugten, hell beschienen vom Licht der Hängelampe. Hermanns noch ziemlich weiches Jungensgesicht und daneben das ihres Verlobten, geradlinig und ernst, fast streng im Ausdruck, das peinlich gescheiterte Paar, das pomadisiert in seiner Lage ge-

halten wurde. Der Geruch dieser Pomade war Zanna immer unangenehm, wenn sie in seine Nähe kam.

Minnie ließ sich aber dadurch nicht imponieren. „Deinen Eltern nicht eingefallen?“ sagte sie ein bißchen scharf. „Aber wenn es ihnen eingefallen wäre, und wenn sie Deinen Namen noch so närrisch abgekürzt hätten, wir hätten Dich so genannt, eben darum, weil Deine Eltern Dich so genannt haben.“



Kaiserin Augusta Victoria, Schutzherrin des Roten Kreuzes. Statue von Bildhauer Josef Limburg.

Die deutsche Kaiserin hatte vor kurzem dem bekannten Bildhauer Josef Limburg eine Sitzung zu einer Statue gewährt, die in beschränkter Anzahl hergestellt, zugunsten des Roten Kreuzes verkauft werden soll. Der Thron zeigt die Formen und Ornamente des Kaiserstuhles zu Goslar. Die antike Gewandung der Kaiserin, die als einzigen Schmuck die rote Kreuz-Brosche anweist, bildet damit ein harmonisches Ganze. Der Sockel trägt die Inschrift: „Kaiserin Augusta Victoria, Schutzherrin des Roten Kreuzes. Erinnerung an die Kriegsjahre 1914/15.“

Doktor Köster lachte ein wenig spöttisch. „Liebe Wilhelmine, darum heißt es auch schon in der Bibel: Das Weib wird Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhängen.“ „So!“ rief Minnie triumphierend, wenn Du keine bessere Stütze hast, dann bist Du geschlagen. Es steht in der Bibel: Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen. Danach müßte also der Mann seine Gewohnheiten aufgeben, dafür, daß das Weib ihm abhängt.“

Doktor Köster zuckte die Achseln.

„Eine ganz neue Weisheit.“

Aber Minnie sprang jetzt erregt auf.

„Ich werd's Dir zeigen!“

Doktor Köster klappte sein Buch zu und stand ebenfalls auf.

„Bitte, liebe Wilhelmine, spare Dir die Arbeit. Ich bin eben fertig und muß gehen.“

„Wie?“ rief Minnie scharf, „Du willst Dich nicht einmal von Deinem Unrecht überzeugen lassen?“

„Es steht ja auch dahin, ob ich unrecht habe. Und ich habe jetzt wirklich keine Zeit mehr. Adieu. Adieu, Marianne, bis morgen.“

Als sich die Tür hinter ihm geschlossen hatte, saßen sie alle noch einen Augenblick ziemlich verduzt.

Minnie wollte augenblicklich etwas Festiges sagen, aber nach einem Blick auf Zannas Gesicht schwieg sie still.

Sie holte nur die Bibel heraus und schlug die Stelle auf, und dann las sie triumphierend:

„Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hängen.“

Am diesem Abend lag Zanna Gebhardt noch lange wach in ihrem Bett, und wirre Gedanken gingen durch den jungen Kopf; als sie endlich einschlief, hatte sie böse Träume.

4. Kapitel.

Es wurde Frühjahr. Von den Bergen kam das geschmolzene Schneewasser in den kleinen Bach, der durch den Gebhardt'schen Garten floß, so daß er mit ordentlichen Wellen heftig schäumte und rauschte.

Die Spitzen des Grasplatzes wurden schon grün. Am dem sonnigen Hügel zwischen den Weißdornsträuchern standen die ersten Veilchen, und die Fliederlaube hatte dicke Knospen. Die ganze Luft schmeckte nach Frühjahr, meinte Minnie.

Die beiden Schwestern gingen langsam in den frischbesteckten Gartenwegen auf und ab. Sie sahen hinauf zu den Fenstern des zweiten Stocks, die weit geöffnet waren und an denen eine alte Dame gerade Gardinen aufsteckte.

„Ich bin neugierig, wie sich unsere Mieter entpuppen werden,“ meinte Minnie. „Gut, daß wir so schnell welche bekamen. Die Einnahme können wir recht gut gebrauchen. Hast Du übrigens schon einmal daran gedacht, Zanna, was eigentlich werden soll, wenn Hermann nun das Abiturium bestanden hat und zu Onkel Apotheker kommt, und wenn Du verheiratet bist? Es hat doch dann gar keinen Sinn mehr, den Haushalt weiterzuführen. Ich möchte...“

„Du!“ rief Zanna, es war doch ausgemacht, daß Du zu uns kommst.“

Minnie machte ein unbehagliches Gesicht.

„Ach nein, Janna, das möchte ich wirklich nicht. Junge Eheleute sollen allein sein. Das jagt auch Tante Rosine.“

„Mit Tante Rosine hast Du wohl schon darüber gesprochen?“ fragte Janna gekränkt. Winnie unarmie ungestimmt die Schwester.

„Sei nicht böse, Janna. Aber Du weißt ja, ich vertrage mich so schlecht mit Paul. Ich würde ein Stein des Anstoßes bei euch werden. Ich opponiere ihm, und das kann er nicht vertragen, und Du verwöhnst ihn durch Dein immerwährendes Nachgeben.“

Janna lächelte ein wenig bitter.

Sie war schmal geworden in diesem Winter. Das Kindliche aus ihrem Gesicht war ganz verschwunden und hatte einem geschlossenen Ernst Platz gemacht. Sie zuckte die Achseln, sagte aber nichts.

„Sieh mal,“ fuhr Winnie fort. „Ihr müßt euch zuerst zusammen einleben. Und ich will doch auch nicht dastehen und auf einen Mann warten. Du weißt ja, ich habe immer gesagt, später werde ich einmal Schneiderin. Und nun habe ich's mir überlegt.“

Janna sah sie erstaunt an.

„Du willst doch nicht Schneiderin werden, Minnie?“

„Warum nicht?“ rief Minnie eifrig. „Ich will Dir sagen, was ich mir ausgedacht habe. Weißt Du nicht, was wir neulich über die Werkstätte für künstlerische Frauenkleidung sahen? Ach, Janna, das wäre meine Bombe, wenn ich in so einer sein könnte. Wunderbare Samt- und Seidenkleider machen mit köstlichen Verzierungen, so wie wir sie manchmal abgebildet sehen, und wie im vorigen Jahre die Sängerin im Konzert eins an hatte, weißt Du noch, das Gelbweide mit den Flügelärmeln und den Goldstickereien? Ich habe mir schon alles überlegt, ich schreibe einmal nach Berlin, Adressen habe ich mir schon aufgeschrieben, und ich frage an, ob ich da irgendwo zum Lernen unterkommen kann. Wenn ich mich bescheiden einrichte, kann ich ganz gut mit meinem Anteil leben, und wenn's nicht reicht, nehme ich von meinem Vermächtnis von Tante Wilhelmine, das habe ich ja extra dazu bekommen, wenn ich was lernen will. Der Vormund muß es schon erlauben, und ich denk es mir wunderbar, einmal in Berlin zu leben, so viel zu sehen und zu hören, selber zu arbeiten, das Bewußtsein zu haben, auf eigenen Füßen zu stehen. Was soll denn mit mir werden, wenn ich nicht heirate? Soll ich mich denn mein ganzes Leben hier herumdrücken, von meinen knappen Zinsen leben, mir vielleicht einen Mops oder eine Mezz halten? Gott sei Dank, das haben wir ja heutzutage nicht mehr nötig. Ich freue mich auf Berlin, ganz schrecklich freue ich mich!“

Sie sah in Jannas Gesicht und wurde plötzlich still, und dann brach sie in Tränen aus.

„Ach, Janna, nun bist Du böse, weil ich Dir nichts gesagt habe. Aber sieh mal, ich wollte Dich nicht kränken vorher, und glaube nur, es ist besser, wenn ich nicht mit Euch gehe. Paul wäre ich doch nur ein Stein des Anstoßes und eine Last. Das merke ich ja jetzt schon. Er erträgt mich nur, weil er muß.“

Aus Jannas tiefster Brust kam ein schwerer Seufzer. Sie schüttelte den Kopf.

„Ach, Minnie, es ist nicht deshalb.“

Und dann waren beide still, bis Minnie mit gewaltfamer Unbefangenheit wieder ansang.

„Du, Janna, ob man der alten Dame wohl seine Hilfe anbietet? Ob das nicht aufbringlich aussieht? Sieh mal, sie steht da allein auf der Leiter, ob ich wohl hinaufrenne? Sie wird sich doch nicht gleich einbilden, ich wolle ihren Sohn heiraten. Der ist ja noch gar nicht da.“

Janna lächelte ein wenig.

„Wenn sie Dich näher kennen lernt, Minnie, wird sie sich das von selber nicht mehr einbilden. Ob der Sohn wohl auch so nett ist wie die Mutter?“

„Nach ihren Beschreibungen, ja,“ lachte Minnie. „Aber man weiß ja, daß Mütter blind sind. Im übrigen mach ich mir nicht viel aus Rechtsanwältin, noch weniger als aus . . .“

Sie schluckte das letztere hinunter, und als in diesem Augenblick die alte Dame oben mit erschütterter Mühe wieder auf die Leiter stieg, rief sie eilig:

„Ich laufe hinauf!“

Und sie rannte mit fliegenden Schritten den Gartenweg entlang.

Janna sah ihr gedankenvoll nach.

Dann bückte sie sich, um ein Weilschen zu pflücken, das ihr aus dem Strauß entgegenleuchtete. Aber sie zog die ausgestreckte Hand wieder zurück.

„Mühe nur, Du armes Ding,“ sagte sie.

„Wozu Dich vor der Zeit brechen?“

Dann ging sie langsam dem Hause zu.

Sie fühlte sich jetzt oft so matt und schwer in den Gliedern, es war wohl das Frühjahr und die Nachwirkung der Aufregungen des Winters. Unlustig zu allem, grüblerisch und traurig war sie. Wie gut hatte es Winnie. So frisch und fröhlich, wie sie wieder war! Und so unternehmungslustig! Gewiß, sie sollte nach Berlin gehen, ihren Plan ausführen, warum auch nicht? Und Paul würde es sicher recht sein. Auch sie hatte schon mit schweren Bedenken an das Zusammenleben gedacht, wenn sie überhaupt ihre Gedanken in die Zukunft richtete. Sie tat das nicht gern, es war ja noch so lange bis dahin. Sie wollte erst nach Beendigung des Trauerjahres heiraten. Doktor Köster wollte sich nach einer größeren Stadt melden, wo ein Kollege im Winter abzugehen gedachte.

Es wäre unpraktisch gewesen, kurz vorher zu heiraten und dann sofort mit dem neuen Hausstand umzuziehen.

Und Janna war diese Verschiebung sehr recht. Ach, sie sehnte sich nicht nach der Hochzeit und Ehe, sie zitterte davor, und sie war feige genug, um es sich nicht selbst einzugehen.

Sie setzte sich auf die Bank in der Fliederlaube, und dicke Tränen rannen aus ihren Augen.

Aber plötzlich sprachte sie zusammen.

Morgen stieg Herrmann ins Examen. Er hatte sie heute, ehe er zur Schule ging, so dringend gebeten, ihm schon alles zurechtzulegen, den neuen schwarzen Gehrock, auf den er besonders stolz war, die weiße Kravatte und die weißen Handschuhe.

Er mußte gleich aus der Klasse kommen, und sein Leibgericht sollte auch heute zu seiner Aufmerksamkeit gefocht werden. Das hatte sie ganz vergessen über ihren schweren Gedanken.

Wahrscheinlich, sie war zu nichts nütze mehr, nicht einmal ihre nächsten Pflichten erfüllte sie richtig. Und sie wuschte die Tränen aus den Augen und ging ins Haus.

Als sie in den Hausflur kam, fand sie Tante Anna in lebhaftem Gespräch mit einem Herrn, der sich ihr als Rechtsanwalt Fahrholz vorstellte. Der neue Hausgenosse also!

Ein wenig neugierig betrachtete sie ihn.

Er sah auffallend jung aus. Sie hatte sich eigentlich einen Rechtsanwalt etwas gesetzter gedacht. Ueberglänzt und glatt rasiert, machte er fast noch einen jugendhaften Eindruck, dachte Janna.

Aber er hatte ein sympathisches, sehr intelligentes Gesicht, aus dem dunkle, auffallend schöne Augen sie forschend ansahen.

„Ihre Frau Mutter erwartet Sie noch nicht,“ sagte Janna.

„Ich habe Mutter meine Ankunft erst für übermorgen gemeldet,“ lachte er. „Wenn sie gewußt hätte, daß ich komme, hätte sie all ihre Arbeit nur darauf gerichtet, mein Zimmer in Ordnung zu bringen. Das wollte ich nicht. So konnte sie ihr Programm ungehindert abwickeln.“

Janna lachte auch.

„Ich glaube, Ihre List war vergebens, Herr Doktor. Wenigstens sah ich, daß in dem für Sie

bestimmten Zimmer die Vorhänge zuerst aufgemacht wurden.“

Als er die Treppe mit raschen Schritten hinaufstieg, ging Janna befriedigt in die Küche. Der neue Hausgenosse schien nett zu sein. Das bedeutete für sie sehr viel. Es war gar nicht zu vermeiden, daß die beiden Familien in nähere Berührung kamen, das Haus war auf Mieter so gar nicht eingerichtet, auf dem großen Flur, der zur Treppe führte, spielte sich so viel vom Familienleben ab, daß unsympathische Mieter sehr unangenehm gewesen wären.

Dieser sah aber so aus, als ob man sich gut mit ihm vertragen würde.

Winnie kam eben schleunigst und ein wenig rot die Treppe herab.

„Wie ärgerlich, da ist nun der Sohn gerade gekommen! Aber Du hättest die Begrüßung sehen sollen! Ich habe mich nur schleunigst gedrückt. Die alte Dame ist rührend, sein Zimmer ist fix und fertig, er braucht sich nur hineinzusetzen. Uebrigens ist er recht nett. Freilich Paul würde sich mal wieder ärgern müssen. Er heißt Niko. Wahrscheinlich haben sie ihn nach irgend einem alten Onkel Nikolaus taufen müssen. Manchmal haben doch noch Kürzungen ihr Gutes. Ich könnte mir gar nicht vorstellen, daß irgend jemand heute noch Nikolaus genannt würde. Und Janna, wir wollen es Paul noch gar nicht sagen, was ich vor habe. Erst will ich mit Onkel Apotheker sprechen. Wenn der gestrenge Vormund es erlaubt, dann hat Paul nachher nichts mehr dreinzureden.“

„Dreinzureden?“ fragte Janna verwundert.

„Was soll er wohl dreinreden?“

„Oh,“ machte Minnie zweifelhaft. „Wer weiß? Neulich sagte er einmal, die Frau gehöre ins Haus, und das Hinaustrreten aus dem Hause, der Trieb zum Selbständigwerden sei unweiblich und ein ungesunder Trieb am Stamme unserer Kultur. Erinnerst Du Dich nicht mehr? Er wäre imstande, Onkel Apotheker zu beeinflussen, nein, erst muß ich seine Einwilligung haben.“

5. Kapitel.

„Rechtsanwalt Dr. Fahrholz“ — das Schild prangte seit ein paar Tagen an der Türe des Gehobdigen Hauses. Bis jetzt freilich, ohne noch einen Klienten angelockt zu haben. In den kleinen Städten und auf dem Lande ist man eben nicht sehr für Veränderung.

Doktor Niko Fahrholz hatte also Zeit, sich behaglich einzurichten, und das tat er auch.

Er überte in seinem Zimmer umher, rühte hier und da einen Gegenstand anders, nahm ein Buch heran, besah den Titel, steckte es wieder ein. Dann trat er ans Fenster und sah hinaus.

Das Frühjahr kam mit aller Macht. Ueber den Sträuchern des Blumengartens lag ein feiner, grüner Hauch, eine Birke am Hügel stand wie in ihren wehenden grünen Brautschleiern geküßt. Der Duft der aufgegrabenen Erde quoll bis zu dem jungen Mann hinauf.

Drunten auf dem Kiesweg ging Janna Gehhardt mit Doktor Köster langsam auf und ab.

Der junge Rechtsanwalt sah ihnen interessiert nach. Ein seltsames Brautpaar war das doch. Wie sie so kühl neben einander hergingen. Sie hatten sich nicht eingehängt, die Arme des jungen Mädchens hingen schlaff herab, ihr Kopf war geneigt und ihr Gesicht blaß. Doktor Köster sprach allein. Manchmal hob er die Hand auf und machte eine langsame, feste Bewegung. Dann schien er auf ihre Antwort zu warten. Sie sprach dann zögernd ein paar Worte.

Der Stimmenklang war deutlich hier oben vernehmbar.

Einstmal flog ein kurzer, gleichgültiger Blick des jungen Mädchens am Hause hinauf und blieb auf dem jungen Anwalt haften, dem es schien, als ob sie eröte.

Ein wenig beschämt zog er sich vom Fenster zurück. Er hatte nicht indiskret sein wollen, ob-

gleich seine jugendlichen Hauswirte ihn lebhaft beschäftigten.

Bei dem förmlichen Zutrittsbesuch, den er mit seiner Mutter gestern gemacht hatte, hatte er die beiden jungen Mädchen näher kennen gelernt. Sie gefielen ihm beide ganz gut. Doch die Letztere entschied bei weitem besser. Sie hatte ein eigentümlich anziehendes Gesicht, diese Marianne Gebhardt, über dem es freilich wie ein leiser Schleier lag. Die Trauer um ihre Mutter war wohl sehr tief bei ihr.

Seine Mutter hatte sich in Minnie förmlich verliebt. Das war ein Mädchen, die einem gefallen konnte, lebhaft, tätig, heiter und entschlossen. Er hatte lachend abgewehrt.

Sie hatte immer Heiratspläne für ihn, die freilich wunderlich in ihr stritten mit dem Wunsche, ihren Einzigen möglichst lange noch für sich behalten zu dürfen. So verschwanden sie gewöhnlich so schnell, wie sie aufgetaucht waren.

Frau Fahrenholz entdeckte dann an den erst so gepriesenen Heiratskandidatinnen nachträglich doch allerhand nicht so glänzende Eigenschaften, und gewöhnlich war nach einiger Zeit die Sache abgefallen.

Doktor Fahrenholz wußte, daß es auch diesmal so kommen würde.

Heiraten wollte er noch nicht. Wozu denn auch? So unthätig und versorgt, wie er es jetzt war, würde er es niemals später werden, das war ihm ganz klar, und er plätscherte sehr behaglich im Strom dieser mütterlichen Zärtlichkeit. Und da Frau Fahrenholz eine kluge Frau war, nicht nur eine zärtliche Mutter, wurde sie ihm damit auch niemals lästig.

„Nein, Minnie Gebhardt war wohl doch nicht die richtige für ihn. Warum denn auch so bald geheiratet werden mußte!“

Er sah nachdenklich auf das Brautpaar da unten im Garten. Ob diese beiden wohl glücklich waren? So recht von Herzen glücklich? Es sah nicht so aus. Schon bei ihrem Besuch unten hatte er sich gewundert über die kühle Begrüßung des gerade eintretenden Bräutigams, über die Wortfargheit der Braut.

Auch jetzt schwieg sie wieder beharrlich, während Doktor Köster da unten eifrig weiter redete. Sie kamen ein paarmal bis dicht unter sein Fenster, und er glaubte, Minnie nennen zu hören. Er sah auch, wie der Doktor jetzt erregter gestikulirte, und nun sprach Fräulein Gebhardt länger, heftiger. Und dann lief Doktor Köster augenscheinlich zornig in dem Gartenweg voraus, während Fräulein Gebhardt anscheinend gleichmütig allein hinten nachkam.

Das Brautpaar zankte sich wohl. Recht erbaulich und eine hübsche Aussicht auf die spätere Ehe. —

Aber er wollte nun wirklich auch nicht den Schein eines Horschers auf sich laden. Er schloß das Fenster und setzte sich zu seinen Büchern. Altes hatte er ja noch keine zu bearbeiten. Wenn er erst etwas länger hier war, würden sich ja die Kleinstädter an ihn gewöhnen. Das war einfach eine Notwendigkeit. Schlimm war es ja für ihn, daß der verstorbene Rechtsanwalt, sein Vorgänger, so lange krank gewesen war, da hatten sich die Kleinbürger an einen Winkeldadvokaten gewöhnt, der sich eingenistet hatte, und nun würde es wohl eine geraume Zeit dauern, bis sie sich zu ihm fanden.

Na, Gott sei Dank, er konnte es ja abwarten.

Zu dem Mädchen gefiel es ihm ganz gut. Das kleine Nest lag förmlich romantisch. Ueber den grünenden Frühlinggarten ging sein Blick hinaus auf eine dunkelwaldete Berglinie, die sich in anmutigen Linien vom Horizont abhob. Bei seinen Spaziergängen hatte er schon ein paar hübsche Punkte entdeckt. Am letzten Sonntag war er in einer wahren Völkerwanderung mitgetrieben nach einem gemüthlichen Wirthshaus am Waldrand, wo es einen sehr annehmbaren Kaffee gab und wo nachher die junge Welt zum Klang eines bestimmten Klaviers lustig tanzte. Er hatte sich als

Fremder noch entfernt gehalten, aber ein paar hübsche Mädchen hatte er doch entdeckt. Die Kollegen waren nett, das Leben schien behaglich und gemächlich. Nach seinen nicht gar zu soliden Studentenjahren war dies einmal ein Idyll, das ihn anheimelte.

Als geborener Großstädter hatte er genug von der Großstadt, es zog ihn im Augenblick nicht mehr dahin. Und seiner Mutter Ideal war es von jeher, wieder in einer kleinen Stadt zu wohnen, weil sie aus einer solchen stammte und ihre ersten glücklichen Ehejahre dort verbracht hatte.

Ein ganz molliges Gefühl überkam ihn, während er das alles überdachte. Nebenan wirtschaftete seine Mutter, aber draußen lockte die Sonne und der Frühlingwind. Er beschloß, einen weiten Spaziergang zu machen.

Als er in den Hausflur trat, kam ihm Minnie Gebhardt, gerade zum Ausgehen gerüstet, entgegen.

Sie trug einen Mooskranz mit Schneeglöckchen befestigt, sie wollte wohl zum Grabe ihrer Mutter gehen. Sie hatte rote Wangen und sah erregt aus.

Zusammen traten sie auf den Marktplatz heraus. So machte es sich, daß er ein Stückchen Weges mit ihr ging. Sie schritten indes schweigend nebeneinander her, das junge Mädchen schien ganz von irgend einem Gedanken hingenommen.

Neliecht war heute ein besonderer Gedenktag. Aber plötzlich sagte sie ganz unbemittelt mit einem tiefen Aufatmen:

„Wie finden Sie es, wenn ein junges Mädchen etwas arbeitet oder etwas werden will?“

Er sah sie ein wenig erstaunt an. Sie erstarrte noch tiefer.

„Ach, ich muß jemand fragen, der unparteiisch ist. Sie wissen doch, wie es in der Welt zugeht, anders als hier in unserem kleinen Nest. Ich möchte etwas lernen, etwas, wozu ich Begabung habe, möchte auf eigenen Füßen stehen, selber etwas verdienen, unabhängig sein. Finden Sie das unrecht oder unweislich?“

Er schüttelte den Kopf.

„Das kommt auf den einzelnen Fall an. Ich kann freilich denen nicht beistimmen, die die Frau unter allen Umständen in ein Arbeitsfeld hineindrängen wollen. Es wäre doch auch denkbar, daß es auch Pflichten für ein junges Mädchen gäbe, die allen anderen voringen, Pflichten gegen ihre Eltern, gegen ihre Geschwister.“

„Aber wenn man nun gar keine Pflichten hat,“ rief Minnie eifrig aus. „Ich habe keine, gar keine. Hermann kommt nun Onkel Apotheker in die Lehre und muß bei ihm wohnen, und ich, ich müßte bei Janna wohnen. Und das will ich nicht. Aber er sagt, es sei unpassend, was ich tun wolle, und überspannt, und ich weiß nicht was alles.“

Sie deutete nach dem Hause zurück.

„Er! Aha, das war ja wohl Doktor Köster, der zukünftige Schwager?“

„Ja, er sagt, die Frau gehöre ins Haus, und es sei höchst unweislich von mir, nach Berlin gehen zu wollen und selbständig zu sein. Und das redet er Janna jetzt auch ein oder versucht es wenigstens und quält sie damit.“

Sie hatte das letzte herausgestoßen und hielt nun verwirrt inne und sah mit einem raschen Blick in das Gesicht ihres neuen Mieters.

Aber er verzog keine Miene.

„Ach, ich sollte ja wohl gar nicht mit Ihnen darüber sprechen,“ sagte sie naiv, „aber mit wem soll man denn reden? Und wenn ich den andern sage, was ich werde, dann machen sie ja alle ganz entsetzte Augen und tun so, als ob ich eine verlorene Tochter wäre.“

Doktor Fahrenholz lächelte belustigt.

„Darf man vielleicht wissen, was Sie werden wollen?“ sagte er erwartungsvoll.

„Natürlich darf man das wissen,“ rief Minnie, „Schneiderin will ich werden.“

„Schneiderin?“

„Sehen Sie, nun sind Sie auch schon so,“ sagte sie ärgerlich. „Natürlich nicht eine Schneiderin, die ins Haus geht zu zwei Mark den Tag, gutes

Essen und gute Behandlung ausbedungen, ich will eine der neuen Schneiderinnen werden, wissen Sie, für künstlerische Frauenkleidung.“

Sie zeichnete mit der Hand die Umrisse eines fließenden Gewandes in die Luft.

„Ach so,“ sagte Doktor Fahrenholz aufmerksam. „Wissen Sie, Fräulein Gebhardt, sprechen Sie einmal mit meiner Mutter darüber, die wird Ihnen da guten Rat geben können. Ich begreife nicht, warum Ihr Schwager dagegen sein sollte. Viele junge Damen, die ich kenne, sind selbständig, haben einen Beruf, und wenn sie bei ihren Eltern nicht wohnen können, wohnen sie bei einer Familie oder in einer Pension für junge Damen. Darin findet gewiß kein Mensch etwas.“

„Gott sei Dank!“ rief Minnie triumphierend. „Ich wußte es ja. Onkel Apotheker ist mein Vormund, und ich habe ihm die Einwilligung dazu abgeschmeichelt. Aber nun kommt Paul und redet dagegen. Und ich tue es doch!“ setzte sie leiser hinzu.

Eine besondere Vorliebe für ihren zukünftigen Schwager hat sie nicht, konstatierte Doktor Fahrenholz bei sich.

„Er weiß alles am besten,“ brummte Minnie ärgerlich, „und Janna gibt ihm auch noch in allen Stücken nach.“

Sie schwieg wieder erschröken, dann lachte sie ein wenig verlegen:

„Und ich rede und rede lauter Dinge, die Sie gar nicht interessieren. Hier ist übrigens der Kirchhofsweg.“

Sie reichte ihm flüchtig die Hand und ging, nachdem sie versprochen hatte, zu seiner Mutter heraufzukommen.

Er dachte über sie nach, während er den Weg hinstanschlenderte.

Das war ja ein ganz tapferes Mädchen. Es gefiel ihm, daß sie nicht untätig bei ihren Verwandten sitzen wollte, obgleich sie es ja im Grunde nicht nötig hatte, wie man das zu nennen pflegt. Und der Herr Schwager schien ja noch recht rüchständige Ideen zu haben. Doktor Fahrenholz konstatierte, daß er übrigens auch so aussah, besserwüssiger und eigeninnig. Dabei hatte der Mann Glück, wahrhaftig Glück. Ein so eigenümmlich aussehendes Mädchen, wie diese Marianne Gebhardt, gab ihm also in allem nach, das hatte die Kleine ja eben ausgeplaudert.

Er war an einem kleinen Aussichtstempel angelangt und sah nun auf das Städtchen nieder, das dicht zu seinen Füßen lag. Gerade unter ihm dehnte sich der Gebhardtische Garten. Er konnte sehr deutlich die beiden Gestalten erkennen, die da noch immer auf- und abwandelten.

Es war ein scheinbar sehr friedliches Bild, wie die beiden zwischen den Rabatten langsam hin- und hergingen. Und doch wurde da unten jetzt wohl ein Kampf ausgefochten, wenn er auch mit Nachgeben endete. Ein kleines Romantapitelchen spielte sich da ab.

Doktor Fahrenholz sah über die Dächer des freundlich daliegenden kleinen Nestes hinweg. Blauer Rauch kräuselte sich aus den Schornsteinen. Da wurde jetzt der Nachmittagskaffee auf allen Herden gekocht. Und doch wie viele verschiedene Romantapitel mochten sich wohl unter den blauen und grauen Dächern abspielen!

Er mußte über sich selber lächeln, als er seiner Gedanken inne wurde. Solche Spintifirereien waren sonst gar nicht seine Art. Die kleine Stadt, wirkte wohl schon auf ihn, das Frühjahr und die Unterhaltung mit dem jungen Mädchen, alles zusammen. Aber das sah er nun schon, auch hier floß das Leben nicht so friedlich und eintönig, wie es von außen den Anschein hatte. Nur die Umwelt war friedlich. Er häufte sich und pflückte hinter den Schlehdornhecken einen Strauß Schneeglöckchen, die in Massen aus der Laubdecke hervorsproßten. Und gedankenvoll trat er seinen Weg nach Hause an.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frau Gräfin.

Roman von Bruno Wagener.

(2. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

6. Kapitel.

Als Henning am nächsten Morgen im Speisesaal saß, um das erste Frühstück zu nehmen, ward ihm eine Ueberraschung. Nicht der Kellner erschien auf sein Klingeln, sondern Magda Ludmüller. Einen Augenblick stand sie vor ihm, ohne ein Wort zu sagen. Dann reichte sie ihm die Hand und sah ihn mit einem verlegenen Lächeln an, während ihre Wangen sich leise röteten.

„Ich danke Ihnen, Herr Graf,“ sagte sie. „Es war recht albern von mir — gestern vormittag. Und ich habe Ihnen damit Ungelegenheiten bereitet.“

Er lachte herzlich.

„Nicht einmal einen Schnupfen habe ich mir geholt.“

Sie aber schauderte leicht bei der Erinnerung und sah ihn mit schreckhaften Augen an. „Gott, wenn ich denke, daß Ihnen dabei hätte ein Unglück zustoßen können!“

Ihre dunklen Augen schienen von den seinen nicht lassen zu können.

Er sah jetzt erst, wie schön dieses Gesicht durch die großen Augen wurde, in denen eine Welt von Weh und Sehnsucht zu liegen schien.

Prüfend glitt sein Blick über die ganze Gestalt. Wie verchieden sie doch von ihrer schönen Schwester war! Es war das Knospenhafte ihrer zarten Glieder, was ihren Reiz ausmachte, die jugendliche Weichheit, die schon zur jungfräulichen Reife sich rundete.

Wie konnten Sie nur auf den Gedanken kommen? fragte er mit leisem Vorwurf.

Sie sentte schuldbehaftet das Haupt.

„Die Welt ist doch so schön, und Sie sind so jung! Ich will ja nicht nach dem Grunde forschen. Einerlei, was es ist. Sie haben doch Eltern und Ihre Schwester, die Ihnen helfen, wenn sie einen Kummer haben.“

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, ich habe es ihnen allen nicht gesagt. Sie können mir alle nicht helfen.“

Dann wandte sie sich plötzlich ab und ging rasch hinaus.

Des Vorfalles in der letzten Nacht hatte Magda mit keinem Worte erwähnt. Hatte sie keine Erinnerung daran, oder schämte sie sich vor ihm? Fragen mochte er sie nicht danach.

Dann kam sie wieder zurück und brachte den Kaffee. Es ging ihr stink von der Hand, wie sie den Tisch bedeckte, dabei sagte sie entschuldigend:

„Die Mutter ist zum Hasen, um Fische zu kaufen, und Vater ist ausgegangen. Da muß ich Sie bedienen, denn Hermine ist gestern spät zu Bett gekommen und noch nicht aufgestanden.“

Er mochte sie überrascht ansehend haben, denn sie fügte erklärend hinzu:

„Ich werde immer früh zu Bett geschickt, — der Arzt will es so, weil ich ein bißchen bleichsüchtig bin.“

Also sie wußte von nichts. Glaubte sie wirklich, die ganze Nacht geschlafen zu haben? Henning sah sie prüfend an, als er leichthin bemerkte:

„Gestern haben Sie etwas verjäumt. Es war eine herrliche Vollmondnacht.“

Ein Kröpfeln überließ sie, dann lachte sie, das klang wie Vogelzwitschern.

„Sie werden mich für sehr dumm halten. Aber ich fürchte mich vor dem Vollmond. Er ist so gespensterhaft. Ich glaube, ich könnte sterben vor lauter Angst, wenn ich bei Mondenschein allein sein sollte.“

Während dessen saß Hermine in ihrem Schlafzimmer auf dem Bettrande, von der Flut der goldig-rötlichen Haare umflossen, die sie schon eine ganze Weile mit der Bürste sorgfältig gefräßt hatte.

Aber jetzt ruhte diese Arbeit. Die wunder-vollen Arme hingen ruhig herab, und die Augen sahen auf die Spitze des gelben Hauschuhes, den sie mit dem überflagenen rechten Bein leise auf und ab wippen ließ.

Hermine war ganz in Gedanken versunken. Es war ein ernster Schritt, den sie vorhatte. Sie stand im Begriffe, sich zu verloben. War sie vielleicht auf dem besten Wege, eine große Dummheit zu begehen?

Gehuligt hatten ihr alle Männer, denen sie begegnet war. Das war schon auf der Schule so gewesen und in der Pension in Hannover. Das schmeichelte ihrer Eitelkeit; und sie war eitel, sie kannte ihre Schönheit und legte Wert auf ihre Pflege. Doch sie war viel zu klug, um sich durch Schmeicheleien zu unbedachten Abenteuern verleiten zu lassen.

Als sie einige Monate auf der Domäne Peterswohde gewesen war, um den feinen Haus-halt kennen zu lernen, war sie von den Herren, die dort als Gäste des Freiherrn von Broddorff kamen und gingen, mit mehr oder weniger Huldbigungen umgeben worden.

Ihr waren sie nicht gefällig. Dem Birtger-Kind der alten Gansstadt wohnte doch zu viel Selbstbewußtsein inne, um jenen Lebemännern zur leichtsten Beute zu werden. Und doch hatte es einen prickelnden Reiz gehabt, der mimosenhaft scheuen Baronin zu zeigen, wie sie mit den Männern fertig wurde. Bis eines Tages die Sache ein ernsteres Gesicht annahm.

Das war damals gewesen, als sie den Freiherrn von Broddorff mit vorgehaltenem Revolver — demselben Revolver, den er ihr, seiner gelehrigen Schülerin, auf dem Scheibenstande geschenkt — gezwungen hatte, ihr Zimmer zu verlassen, in das er zur nächstlichen Zeit eingedrungen war.

Am nächsten Tage hatte er ihr versprochen, sich von seiner Frau scheiden zu lassen, um sie zu heiraten. Sie hatte den Gedanken ernst genommen. Sie hatte keinen Augenblick gezögert, daß sie den Mann beherrscht haben würde, wenn sie verheiratet wären.

Aber sie mußte eines Tages einsehen, daß sie sich vergebene Hoffnungen gemacht hatte. Der Baron hielt sein Wort nicht; die Scheidung würde ihn ruinieren haben. Und so hatte Hermine die Gelegenheit benutzt, als die Baronin ihr Vor-haltungen gemacht hatte, und hatte das Haus ver-lassen. Sie hatte sich wohl noch zwei- oder drei-mal mit dem Baron getroffen, wenn er in die Stadt gekommen war, aber das hatte nun auch ein Ende.

Jetzt sollte ein neues Kapitel beginnen. Der Name, der an der Spitze dieses Kapitels stand, war der Wilhelm Hartungs.

Hermine hatte ihn kennen gelernt, als sie in den letzten Wochen an einem Zirkus von Vorträgen teilgenommen hatte, der vor einem Kreise von etwa zwanzig Damen abgehalten wurde. Hartung war der Vortragende. Er sollte die Damen mit den Grundzügen der Kunstgeschichte bekannt machen.

Nicht, daß sie irgendwelches Interesse für die kunstgeschichtlichen Vorlesungen gehabt hätte. Aber was die anderen jungen Damen konnten, mit denen sie in der höheren Mädchenschule und beim Tanzunterricht zusammen gewesen war, das konnte sie auch.

Schon nach dem ersten Abend war die Mehrzahl der Damen sich darüber klar, daß es „himmlisch“ gewesen sei, und daß Wilhelm Hartung ein „furchtbar interessanter“ junger Mann sei.

Hermine hatte die Begeisterungsausbrüche mit spöttischer Miene angehört. Sie hatte den ange-schwärmten Lehrer einfach unverrichtamt gefunden. Er hatte eine Art an sich, sich über seine Zu-hörerinnen lustig zu machen, ohne daß diese das merkten.

Aber dann hatte Hartungs ganze Art sie doch gefesselt. Der Mann kannte kein Publikum. Es fiel ihm gar nicht ein, eine langweilige Geschichte der Kunst vorzutragen. Er schilderte sprunghaft

und in Gegensätzen; — das Schöne, das Häßliche, das Erhabene und das Lächerliche stellte er un-vernünftig nebeneinander. Sein anerkanntes Schönheitsgesetz war ihm heilig, das er nicht mit maßlosem Lächeln bekräftelt hatte. Und so richtete er in den Köpfen seiner Zuhörerinnen eine heillose Verwirrung an.

Aber das war gerade das Interessante. Mande gab vor, ihn unausstehlich zu finden. Geimlich schwärmten sie alle für ihn.

Wenn er dastand in dem in der Taille eng anschließenden Gehrock mit der weißen Weste, von der sich der gelbliche Teint seines Kopfes und die schlanken nervösen Hände abhoben, — wenn es um seine Mundwinkel wetterleuchtete von verfeilter Ironie und wenn seine düstern Augen von unheimlichem Feuer zu glühen schienen, dann machte er einen geradezu faszinierenden Eindruck auf seine Zuhörerhaft.

Ganz allmählich war es gekommen, daß sich zwischen Hermine und ihm leise Fäden hinüber und herüber gesponnen hatten, — unmerklich für die anderen. Zum ersten Male fühlte sie sich innerlich zu einem Manne hingezogen.

Als die Reihe der Vorlesungen beendet war, empfand sie eine Leere, die sie mißmutig stimmte. Sie mußte oft an Hartung denken.

Da war es ihr ein freudiger Schreck gewesen, als er eines Tages im „Aeanderbaum“ erschienen war, um von nun ab ständig dort zu Mittag zu speisen. Sie wußte es eingurichten, daß sie sich im Garten trafen, — erst ganz offen und harmlos, dann abends heimlich. So war es gekommen, daß er ihr seine Liebe gestanden und um ihre Hand angehalten hatte.

Nun stand sie vor dem Spiegel. Durch das offene Fenster fiel das Sonnenlicht, durch die hell-braunen Jalousien gedämpft, auf sie, und als sie den lang herabwallenden Mantel der abgelösten Haare zurückgeschüttelt hatte, sah sie in stiller Selbstbewunderung auf das Bild im Spiegel.

Und dafür sollte sie nicht einen höheren Preis fordern können? Nachdenklich betrachtete sie ihr Ebenbild, das ihr entgegenstrahlte wie eines der alten Gemälde von Titian und Palma Vecchio, von denen Hartung ihnen Abbildungen gezeigt hatte. Nur daß dieses hier viel schöner war, weil es atmete und lebte und nicht seit Jahrhunderten verstaubt in der Galerie hing.

Und nun sollte sie heiraten. Noch freilich hatte sie sich nicht gebunden, so sehr Hartung in sie gedrungen war, sofort mit den Eltern zu sprechen.

Warum hatte er solche Eile? Sie fand, auf einen Tag kam es doch nicht an. Und so hatte sie ihn denn gestern abend beim Stellbischen an der Gartenpforte damit hingehalten, daß sie die Eltern erst allmählich vorbereiten wolle.

Hartung war ein studierter Mann, und wenn er auch bis jetzt nur Hilfsarbeiter beim Bauamt war, sobald er eine wohlhabende Stadtdochter zur Braut hatte, würden sich schon Mittel und Wege finden, um ihn in eine feste Anstellung zu bringen. Ueberdies hatte er ihr ja erzählt, daß er in nicht allzu langer Zeit eine größere Erbschaft zu er-warten hätte. Da stand also nichts im Wege.

Warum zögerte sie? Seltsam, seit Hartung um sie geworden hatte, war er in ihren Augen ein anderer geworden. Was sie an ihm gefesselt hatte, dieses jartastisch Ueberlegene, die stolze Weltverachtung, die er sonst zur Schau getragen hatte, war plötzlich von ihm gefallen, wie ein angeklebter Schnurrbart. Auf einmal war er ein ganz gewöhnlicher Mensch, wie alle anderen, — ein Mann, der sie heiraten wollte und der sich Mühe gab, ihr zu gefallen.

Er hatte eine Maske getragen, oder er trug sie jetzt. Sie war viel zu klug, das nicht zu merken. Und sie begann zu überlegen, ob sie nicht in Be-griffe stand, eine Dummheit zu begehen. Langsam hatte sie angefangen, sich die Flechten hochzustecken.

Unwillkürlich kam ihr der Freund Hartungs in den Sinn. Ja, wenn sie den heiraten könnte! Das wäre etwas anderes.

Frau Gräfin von Brodcorff, — jedes Wäsche- stück mit der gräflichen Krone gezeichnet, — und was für feine Wäsche, — vielleicht auch ein Schloß und Wagen und Pferde!

Hartung hatte ihr ja noch gestern erzählt, daß der ein Graf von Gabenichts sei, — ein Graf mit hohem Titel, aber ohne Schloß, — mit Wappen, ohne Geld. Ob das so schlimm war? Es hatte beinahe gehässig geklungen, wie Hartung von seinem Freunde gesprochen hatte.

Sie wäre für ihr Leben gern Gräfin geworden. Was würde Freiherr Eberhard von Brodcorff für Augen machen, wenn sie seinen gräflichen Vetter heiratete! Und die Baronin! Dann wäre sie — Hermine — doch mehr als jene. Freistau konnte schließlich jede werden. Aber Gräfin!

Sie setzte den kleinen Handspiegel, mit dem sie ihr auf dem Hintertopfe in Flechten geordnetes Haar auf seinen Sitz geprüft hatte, so heftig auf die Marmorplatte des Toiletentisches, daß das Glas zerbrach.

Warum sollte sie durchaus den Architekten heiraten, der nichts war und nichts hatte, wenn sie Gräfin werden konnte? Das fiel ihr ja nicht im Traume ein!

Aber wie sollte sie es anfangen, den Grafen so weit zu bringen, daß er sie heiratete? In ihren Augen leuchtete es vor Stolz. Er kannte sie ja noch gar nicht. Aber er müßte blind sein, wenn er sie nicht schon finden sollte.

Zu ihrem Vergier fiel ihr ein, daß er morgen wieder abreisen wollte, das mußte jedoch verhindert werden. Vor allem aber mußte sie Näheres über ihn wissen. In größter Hast, als ließe ihr der neue Plan keine Ruhe mehr, zog sie sich an. Noch einen Blick in den Spiegel. Sie war mit sich zufrieden. Und nun ans Werk.

7. Kapitel.

Leise war Hermine die Treppe hinaufgehuscht, als sie vom Kellner erfahren hatte, daß Graf Brodcorff seit einer halben Stunde ausgegangen sei und daß das Stubenmädchen das Zimmer des Gastes in Ordnung gebracht habe.

Oben hielt sie einen Augenblick inne. Es blieb alles still. Die Tür war leicht angelehnt. Sie öffnete sie und wollte rasch eintreten.

Aber sie prallte zurück. Sofort aber hatte sie sich wieder gefaßt. Sie stand der Schwester gegenüber, die freudlich geworden war, als sei sie auf einem Unrecht ertappt worden.

„Was soll das, Magda?“ fragte Hermine ärgerlich. „Du weißt, daß Mama nicht will, daß Du die Zimmer der Gäste betrittst. So ein junges Ding gehört da nicht hin. Was hast Du denn hier gewollt?“

Magda wies auf die halbverwelten Blumen in der Hand.

„Ich habe frischen Flieder ins Glas gestellt.“ Hermine zog ein spöttisches Gesicht.

„Dann warst Du also auch gestern nachmittag hier oben, anstatt im Bett zu liegen, wie Mama es Dir befohlen hatte?“

Magda schmeigte sich an die Schwester und sah sie bittend an.

„Sei doch gut, Hermine! Du weißt doch, daß er dein Leben in Gefahr gebracht hat!“

„Sein Leben in Gefahr? Sei doch nicht komisch! Er ist ein guter Schwimmer. Wenn eine Kasse ins Wasser gefallen wäre, hätte er sie auch herausgeholt.“

Dann fuhr sie in ernst verweisendem Tone fort. „Wenn er Dich nun hier getroffen hätte, was sollte er von Dir denken? Daß das kleine dumme Kinschen in den Herren Grafen verliebt ist? Du solltest Dich schämen, Magda.“

Die Kleine zog ein trotziges Gesicht. „Du bist doch auch hier!“ sagte sie getränkt.

Aber Hermine schob sie stillschweigend zur Tür hinaus.

„Das ist ganz etwas anderes. Erstens bin ich zwei Jahre älter als Du, und zweitens vertritt ich die Mutter, wenn ich sehe, ob im Hause alles in Ordnung ist. Genügt Dir das?“

Hochaufmend stand sie, als sie die Tür hinter der Schwester geschlossen hatte. Sie horchte auf die sich entfernenden Schritte. Mit raschem Schritt trat sie jetzt an den Tisch und riß den Flieder aus der Vase.

Solche Albernheit von der Schwester. Mit großem Schwunge warf sie die Blumen aus dem Fenster in das dicke Gebüsch. Dann sah sie sich im Zimmer um.

Der elegante Ledertoffer war natürlich verschlossen. Aber da hing der Ueberzieher am Haken. Sie faßte in die Taschen. Ein Zigarettenetui mit Monogramm und der neunzackigen Krone, ein paar Visitenkarten in einem Täschchen, das war alles, was sie fand. Eine von den Karten steckte sie zu sich.

Auf einem Stuhl stand eine braunrote Suchtenledertasche. Der Schlüssel war nicht abgezogen. Hermine öffnete das Schloß und durchstöberte den

Und wie früh die Frau gestorben war. Von einer festen Männerherrschaft war unter das Bild geschrieben: „Erta, Gräfin von Brodcorff, geborene Frein von Ingerode, geboren am 5. April 1856, gestorben am 27. Mai 1881.“

Hermine rechnete nach. Damals war die Gräfin also erst 25 Jahre alt gewesen und ihr Sohn konnte höchstens fünf Jahre gezählt haben.

Nur zögernd wandte sie den Blick von den Bildern und nahm das dünne Päckchen Briefe in die Hand, das zwischen ihnen lag. Sie waren mit einem blaßblauen Seidenband umschlungen, sollte sie die Schleife öffnen? Einen Augenblick überlegte sie. Es waren Briefe seiner Eltern, ein Vermächtnis an den Sohn. Sie hatte kein Recht auf diese Briefe, und rasch schloß sie das Päckchen und legte es an seinen Platz. Und nun mußte sie doch über sich lächeln.

Aber das Notizbuch öffnete sie ohne Scheu. Und hier fand sie, was sie suchte. Graf Henning hatte über seine Einnahmen und Ausgaben Aufzeichnungen gemacht, die sie bei aufmerksamem Durchsehen schließlich verstand. Reichtümer schienen es nicht zu sein, über die der junge Herr verfügte. Aber es war doch eine feste Rente und dazu ganz hübsche Summen für verkaufte Arbeiten. Das hätte sie gar nicht geglaubt, daß so ein Graf einen wirklichen Beruf hatte und seine Arbeiten um Geld forigab wie ein Kaufmann.

Nachdenklich legte sie das Buch in die Suchtentasche und drehte den Schlüssel um. Da sah sie das Skizzenbuch auf dem Stuhle liegen. Die Tasche hatte darauf gestanden. Sie nahm es und trat damit ans Fenster. Das Buch enthielt Altstudien.

Sie blätterte es langsam von der ersten Seite an durch. Wie flott die Sachen hingeworfen waren, wie klar die Modellierung des Körpers herausgearbeitet. Instinktiv fühlte sie, daß eine feine Beobachtungsgabe aus diesen Skizzen sprach. Das Wesentliche sprang sofort ins Auge.

Da starrte sie plötzlich überrascht auf ein Blatt, das unten in der Ecke das Datum des vorigen Tages trug. Ein wundervoller Frauenleib, hoch erhobene schlankte Frauenarme, die des Dichters Haupt mit Kosen betränzten.

Aber der Kopf des Weibes, das war sie ja selbst! Und zum Ueberflusse hatte der Künstler ihn in rascher Skizze neben dem Gesamtentwurf festgehalten.

Zögernd wendete Hermine das Blatt und ein Anruf des freudigen Schreckens entrang sich ihr. Da war ja noch einmal ihr Bild, in größerer Ausführung in klaren Profilumrissen festgehalten und Hals und Nacken und der obere Teil der Brust mit wenigen andeutenden Strichen so wirkungsvoll herausmodelliert, daß es zum Greifen lebendig erschien.

Sprachlos sah sie auf ihr Bild. Ein Gefühl des Stolzes stieg in ihr hoch. So hatte er sie gesehen, so fest hatte ihr Bild in seiner Vorstellung Wurzel geschlagen! Und sie zweifelte noch, daß es ihr gelingen würde, diesen Mann für sich zu gewinnen, wenn sie nur wollte?

Halb gehörte er ihr schon. Das mußte sie nun, und ein warmes Glücksgefühl durchrieselte sie. Wie schön mußte es sein, von diesem Manne geliebt zu werden, der das Weib zu schätzen wußte in seiner Schönheit, und der ein Künstler war, auf den man stolz sein durfte.

Diese Röte überflutete sie, als er plötzlich vor ihr stand. Sie hatte sein Kommen überhört. Und nun stand er in der Tür und sah sie überrascht und dann mit einem verstehenden Lächeln an. Sie



Vor einem Offiziers-Unterstand in Soffsons.

Inhalt. Nichts als Reiseutensilien — alles sehr elegant.

Hermine lächelte vor sich hin. So möchte sie es auch wohl einmal haben! Wer konnte sie wissen?

Aber jetzt endlich fand sie etwas, das sie interessierte. In einer Nebentasche hatte es gesteckt. Ein ledernes Notizbuch war es und ein rotes altmodisches Saffiantäschchen. Sie öffnete dieses zuerst.

Auf jeder Seite des ledernen Einbandes steckte eine Photographie. Seine Eltern! Das sah sie sofort. Dem Vater sah der junge Graf sprechend ähnlich. Dieselbe hohe stolze Stirn — die gerade, schmale Nase, der festgeschlossene Mund mit dem vorspringenden Kinn darunter, das war bei Vater und Sohn ganz gleichmäßig. Aber der Ausdruck war anders.

Der junge Graf hatte nicht das Strenge, Herausfordernde, Gebieterische, das den schon ergrauten Offizier so trefflich kleidete. In den Augen lag der Unterchied. Diese Augen hatte er von der Mutter.

Wie schön die junge Frau gewesen sein mußte und unglücklich! Das sah man dem süßen zarten Gesicht mit den großen Augen an, deren oberes Lid nach der Nase und nach dem äußeren Winkel zu ein wenig über das untere Lid verlängert war, was dem Auge einen weichen, liebenswürdigen Ausdruck gab.

8. Kapitel.

kam sich wie ein ertrapptes Schulmädchen vor und ließ die Hände mit dem Stützenbuch sinken.

So standen sie einander gegenüber und sie fühlte das Wohlgefallen in seinem Blick, als er sie ruhig ansah, als wollte er ihr Bild in sich aufsaugen. Und dann sagte er:

„Wollen Sie mir sitzen, Fräulein Luadmüller? Nur einige wenige Stunden! Sie würden mir einen großen Gefallen tun.“

Sie blickte erschreckt zu ihm auf. Wie herrlich blau ihre Augen sind, dachte er. Und sie sagte sich heimlich: wie gute Augen er hat, wie ein großer Junge und doch wieder wie ein Mann.

Ihr erster Schreck war sofort verflogen. Nein, er dachte nicht an das Weib, mit den Rosen in den Händen, wie sie einen Augenblick geglaubt. So sagte sie denn mit stolzem Herablassen:

„Wenn Ihnen an meiner Porträtbüste etwas liegt, Herr Graf, ich sehe Ihnen gern dazu, vorausgesetzt, daß Mama es erlaubt.“

Ein unwillkürliches Nücheln, bei dem sie die großen weißen Vorderzähne zeigte, glitt über ihr Gesicht. Als ob die Mutter ihr auf die Dauer Widerstand leisten würde! Aber sie sagte das nicht, sondern fügte fragend hinzu:

„Aber Sie wollten morgen abreisen?“

Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn. „Wahrhaftig, das hätte ich ganz vergessen, aber das tut nichts. Ich schreibe noch heute nach Berlin, lasse mir meine Sachen kommen, bestelle den nötigen Ton, und wenn ich dann in acht Tagen wiederkomme, beginnen wir.“

Sie zog ein betrübtes Gesicht.

„Bis dahin haben Sie mich längst vergessen, Herr Graf!“ sagte sie traurig.

„Hier meine Hand,“ rief er fröhlich. „Sie haben mein Wort, und das genügt. Ich freue mich schon auf die Arbeit, denn ich weiß, sie wird mir gelingen. Also wollen wir? Nun denn, abgemacht!“

Er gab ihr den Weg frei. Dann fiel ihm plötzlich etwas ein.

„Vielen Dank auch für die schönen Blumen, die mir eine freundliche See gestern ins Zimmer gestellt.“

Er sah sich um. Die Vase war leer. Da sagte Germinie rasch:

„Sie waren verwelkt. Aber ich sende Ihnen frische Blumen.“

Damit ging sie hinaus, und er sah ihr nach wie einer schönen Erscheinung aus einer Welt von Ebenmaß und Reinheit.

Die Staatsrätin Frau Minna Hansen hatte das Tablett mit dem Kaffeegeschir auf den Tisch gesetzt. Nun stand sie und maß mit zornigen Blicken ihren Mieter, der zwischen den beiden Fenstern stand und sich einen reinen Krug umband.

Sein ganzes Aeußere war verwahrloßt, und das Gesicht hatte heute noch einen fahleren Schein als gewöhnlich.

„Nanu, Herr Hartung?“ sagte sie plötzlich mit einer spitzen Stimme. „Sie scheinen mich gar nicht zu sehen. Der Kaffee steht schon zehn Minuten auf'm Tisch.“

Er drehte sich nach ihr um.

„Wie Sie wieder aussehen!“ rief sie auf.

„Wie 'ne Leiche, die drei Tage im Wasser gelegen hat. Ja, ja, — das kommt davon, wenn man alle Nächte herumlungt. Sie und der Baron von Brockdorff auf Peterswohde sind natürlich wieder die letzten gewesen — — —“

Er unterbrach sie unvorsig.

„Geh's Sie was an, Frau Hansen?“

„Oho!“ sagte sie und riß ihre runden Augen weit auf. „Oho, Herr Hartung! Ob's mich was angeht? Man müßte ja kein Herz mehr im Leibe haben für seinen Mieter.“

Er lachte heiser. Da rückte sie näher an ihn heran. „Aber'n Jahr wohnen Sie nun schon bei mir, Herr Hartung. Und ein halbes Jahr lang haben Sie mir keine Miete bezahlt. Nein, seien Sie man nicht bange! Darum ist's mir nicht. Auch nicht um die dreitausend Mark, die Sie so nach und nach bar von mir geborgt haben. Ich tu's ja gern, Herr Hartung, — für so 'nen schönen Mann, wie Sie sind!“

Sie hielt einen Augenblick inne.

„Na — und?“ fragte Hartung höhnlich.

„Na — und — man möchte doch schließlich mal wissen, wie man dran ist. Sie wissen doch noch, was Sie mir versprochen haben? Wann soll's denn nun Ernst damit werden?“

Er lachte, — aber es war ein gezwungenes Lachen.

„Womit Ernst werden, Frau Hansen? Sie müssen doch selbst einsehen, daß wir nicht heiraten können — — Wir sind doch zwölf Jahre im Alter auseinander . . .“

„So,“ sagte sie und schlug die Hände zusammen. „Jetzt bin ich zwölf Jahre älter. Und als Sie damals die zwölfhundert Mark brauchten? — — Und damals haben Sie gesagt, „schöne Frau Hansen“ und „Liebe Minna“, und ich bin

immer wieder da gewesen, wenn Sie Geld brauchten . . .“

„Lassen Sie mich mit Ihren Verdrüßlichkeiten in Frieden,“ fuhr er sie an. „Und Ihr Geld sollen Sie in spätestens acht Tagen haben und die Miete auf Heller und Pfennig, und dann sind wir geschiedene Leute. Verstehen Sie mich, Frau Hansen?“

„Und das soll ich mir gefallen lassen?“ freizügte sie. „Dreitausend Mark habe ich ihm geborgt, und jetzt läßt er mich sitzen und heiratet eine andere! Ja, ja, — machen Sie nur ein Gesicht. Das kann man sich doch an den zehn Fingern heranzählen. Woher soll das Geld sonst kommen? So, — so! Und wer ist denn das Fräulein Braut?“

Sie knixte höhnlich vor ihm.

„Wer ist denn das Fräulein Braut? Damit man doch auch gratulieren kann! Etwa wieder ein Senatorgäschen? Ach nee, das schlägen Sie sich man aus dem Kopfe. Die Trauben sind zu sauer! Oder die kleine Schwarze, mit der Herr Hartung den Winter über puffiert hat? In der Konditorei von Nestelmüller vor'm Tor und auf der Eisbahn am Stadtgraben! Man hat doch auch seine Augen, wenn man auch nichts sagt. Und vorgelesen hat sich das Mädchen richtig in den Fluß gestürzt — — ah, ah, — ich weiß alles. Und wenn sie's ist, die Eltern kenn' ich. — Hartung packte die keisende Frau unsanft am Arme.

Mußte sie ihn daran erinnern? An das dumme Ding! Einen Abschiedsbrief hatte sie ihm geschrieben, ehe sie ins Wasser gegangen war. Kein zum Sehen, dachte er.

Er hatte Magda Luadmüller vor einem halben Jahre auf einem Tanzvergnügen kennen gelernt. Sie war mit ihren Eltern fast bis zum Schluß geblieben. Und dann hatte er sie für den übernächsten Nachmittag nach Nestelmüllers Konditorei — draußen an der Promenade vor dem Tore eingeladen.

Sie hatte nicht gewollt. Aber sie war doch gekommen. Und dann hatte man sich wieder getroffen — in dem stillen Hinterstübchen der Konditorei, das immer überheizt war, und draußen am Stadtgraben, wo sie Schlittschuh mit einander gelaufen waren.

Wie ein grüner Junge war er sich diesem Mädchen gegenüber vorgekommen. Einfach albern! Sie hatte geweint, als er sie zum ersten Male geküßt hatte — leidenschaftlich, wie er nie geküßt zu haben glaubte. Und dann hatte sie ihn wieder geküßt.

Karte von Frankreich

Maßstab 1:1000000

Bearbeitet von Onésime Reclus

Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperrforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marseille und die Insel Korsika, sämtliche, auch die kleinsten Ortschaften und ermöglicht eine schnelle Orientierung der Kämpfe auf dem weitläufigen Kriegsschauplatz

Preis M. 3.— für 1 Exemplar

Zufendung erfolgt gegen Voreinrichtung d. Betrages portofrei

Geographisches Institut Wilhelm Greve

Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Feld - Post

Rheuma
fische Beichwerden

Dr. R. Reiss
RHEUMASAN

Erfolgreich in Apotheken

Kaufe mein Bett.

Sehr fein rot, dicht Daunendecke, große Dachsäule, Ober- u. Unterbetten u. 2 Kissen mit 20 Stück neuen Selbstbrennen, das Gebett M. 30.—, dasselbe Bett mit Daunendecke M. 35.—. Gehtes bestes Dachsäule Bett M. 40.—. Zwei Stückig kostet jedes Bett M. 5.— mehr. Wichtig: Geb. gut. Bettfedern billig für frei. 30.000 Stücken. 1050 Dankschreiben. **Bettenfabrik Th. Kranefuss, Kassel 44.**

Anzeigen

haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung.

Technikum Masch.-Elektr.-Ing. T. Werkm. **Hainichen i. Sa.** Lehrfabr. Progr. Ir.

Gegen Monatsraten von 3 Mk. an **ohne Anzahlung** 5 Tage zur Ansicht

liefern wir **Brennaborwagen**, gr. u. kl. Metallbestellen usw. **Jllustr. Katalog gratis und frei.**

Mora G.m.b.H. Post. 520/169 **Brestlau II**

Das allerbeste Geschenck für jede Dame ist ohne „**Atama**“ - Edelstraußfeder wie Abbildung.

Atama ist das allerbeste von Federn und kostet 40 cm lang 10 Mk., 50 cm lang 15 Mk., 60 cm lang 25 u. 30 Mk. Zu beziehen nur von **Hesse, Dresden**, Scheffelstraße 10, 12, 28. Einz. Federn u. Nachr. Ausw. geg. Bef.

Bei Bezug von Waren bitten wir höflichst, sich stets auf dies Blatt zu berufen.

Er hatte zynisch gelacht, als sie dann aufgesprungen und nach Hause gelaufen war. Das konnte man doch! Und richtig, am nächsten Tage war sie wieder da gewesen, und dann wieder und wieder. Immer nur kurze verstohlene halbe Stündchen. Nur als er einmal mehr von ihr verlangt hatte, als er sie einlud, ihn in seiner Wohnung zu besuchen, da war sie blaß und eisfalt geworden und hatte ihn entsetzt aus ihren großen Augen angestarrt.

Drei Wochen lang hatten sie sich nicht gesehen. Und in der Zeit hatte er ihre Schwester kennen gelernt. Das war, als er die kunstgeschichtlichen Vorträge gehalten hatte. Und von da ab begann sein Interesse an dem jungen, spröden Ding, ihrer Schwester, nachzulassen. Was sollte diese verpäpöte Primanerliebe auch für ihn bedeuten? Und so hatte es mit einem Male ein Ende gehabt mit den heimlichen Begegnungen in der Konditorei.

Aber was für ihn eine Spielerei gewesen, war für Magda der Inhalt ihres Daseins geworden. Ihr ganzes kleines Mädchenherz war ausgefüllt von der Liebe zu dem Manne, der zuerst in ihr Leben getreten. Und nun sollte das alles aus sein?

Mit stiller Angst hatte sie ihn eines Tages begrüßt, als er zum ersten Male zum Mittagessen in den „Meanderbaum“ gekommen war. Er hatte getan, als sei nie etwas zwischen ihnen gewesen. Und dann hatte sie gesehen, wie seine Blicke der Schwester folgten, — wie er verstohlene Worte mit ihr wechselte.

Und dann war ein Abend gekommen, da sie die beiden in den Garten schleichen sah. Sie hörte ihr Flüstern, und verzweifelt stand sie an die Tür gelehnt, die sie von jenen trennte. Die ganze Nacht hatte sie wach gelegen — ohne Tränen. Und am Morgen hatte sie ihm den Abschiedsbrief geschrieben, in dem alles stand, was auf ihrer Seele gelegen hatte. Dann war sie ins Wasser gegangen. —

Die ganze Geschichte war noch einmal an Hartung vorübergezogen, als er sich jetzt fertig anzog. Er war sehr verdrießlich. Wenn Magda nur keine Szene machte, wenn seine Verlobung mit Hermine bekannt wurde! Aber er durfte jetzt nicht zögern. Das Feuer brannte ihm auf den Nägeln.

Gestern abend hatte er an den Baron auf Peterswilde neunhundert Mark verloren. Die verdammten Karten! Das Geld mußte er haben.

Die Verlobung durfte nicht länger aufgeschoben werden, was Hermine auch für Bedenken geltend machte.

Er sah nach der Uhr. Gleich Mittag. Es lohnte nicht, noch auf das Stadtbauamt zu gehen. Aber ein paar Zeilen der Entschuldigung mußte er hinschicken, daß er nicht kommen könne. Vom Klur sah er in die Küche. Minna Hansen saß am Tisch und heulte. Er zuckte ärgerlich die Achseln und schlug die Gartentür hinter sich zu.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegs-Allerlei

Warum die Schiffe weiblich sind. In dem Thema „Das Geschlecht der Schiffe“ sendet eine Leserin der „Frankf. Zig.“ einen kleinen Beitrag, der die strittige Frage, soweit sie die Segelschiffe betrifft, restlos löst. —

Steckenpferd-Teerschwefel-Seife

die beste gegen alle Hautunreinigkeiten.

Überall zu haben!

Stück 50 Pfr.

Ein alter Seebär geht mit seinem Sohne am Hamburger Segelschiffhafen spazieren.

- „Vadder, was is dat fürn Schiff?“
- „Dat is die Siegfried.“
- „Vadder, was is dat fürn Schiff?“
- „Dat is die Sturmvoegel.“
- „Vadder, was is dat fürn Schiff?“
- „Dat is die Polarstern.“
- „Vadder, warum sind denn die Schiffe allens weiblich?“
- „Dummer Jung, dat is doch ganz klar, weil ihre Tafeloge so bannig viel Geld kostet.“

Deutsch! Aus Oberschwaben wird dem „Stuttgarter N. Tagblatt“ geschrieben: „Ein schwäbisches „Dämchen“, das einige Monate in Paris „engagiert“ war, konnte „schein's, das Französisch „gar nimmie lan“ („gar nicht mehr lassen“, beliebte schwäbische Redewendung). Da es durch den Weltkrieg seine Stelle verlor, bewarb es sich um eine andere und benutzte in dem bescheidenen Gesuch

auffällig viele französische Wörden, sogar auf der Anzeigenschrift statt Herrn „Monjeur“. Die Post schrieb den französischen Titel ganz mit Recht mit dicken Blaustrich durch und erjeste ihn mit dem deutschen „Herrn“. Das Gesuch der französischenden Schwäbin wurde in folgender Weise beantwortet: „Wir sind im Begriff, den Franzosen „Deutsch“ beizubringen, was noitui, und ich persönlich verzichte auf französischen Schick und Wohlklang. Kräftiges Deutsch wird jetzt gesprochen und nicht Französisch. Ihr Bild geht als „Muller ohne Wert“ zurück.“

Rätsel-Ecke

Rätsel.

I.
Plegst du in Nummer Eins der Ruh,
Sprichst Zwei und Drei dir oftmals zu
Und wagst's, dich in dem Schlaf zu stören.
Es ist ein lust'ges Tänzerverbor. —
Auf, fasse Mut, es zu beschwören!
Es flieht vor einem leichten Bohr,
Trägt's Waffen gleich vom Clefantem;
Das Ganze sind gar liebe Musfanten;
Gern leibt man ihrem Sang das Ohr. M. Pant.

II.
Beliebt von beiden Erien
Sind immer nur die Schwöjerner,
Die wenig zierlich wandern
Auf meinen beiden Andern.
Hinschweben leicht auf ihnen
Siehst du mit frohen Mienen
Die holde Maid im Tanze,
Und zierlich und manierlich
Zeigt gedrückt das Ganze
Sehr oft auf dem Papier sich. Raquel.

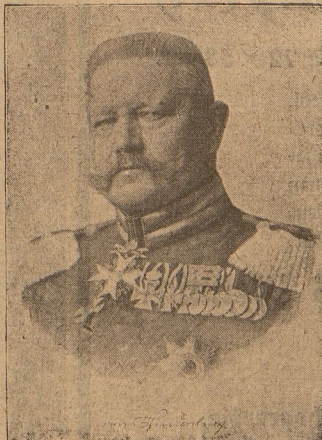
Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Rätsel in voriger Nummer.

I. Fuß. — II. Amlan.

Geschäftliches.

Gerade, wenn viel gebraucht wird, wie bei der Geburt eines Kindes, ist man leicht geneigt, billige Ware zu kaufen, also auf Kosten der Qualität zu sparen. Das aber ist ein höchst verheerlicher Standpunkt, denn bald notwendig werdende Reparaturen, sehr rasche Abnutzung usw. sind weit kostspieliger, als der geringe, für vollwertige Qualitäten anzuliegende Mehrpreis. Sparen ist auch eine Kunst, man spare durch Zweckmäßigkeit und kaufe ohne Anzahlung auf 5 Tage zur Ansicht mit bedingungslosem Rückfendungsrecht und gegen bequeme kleine Monatsraten. Verlangen Sie deshalb bei Bedarf von Kinderwagen, Kinderstühlen, Metallbetten und dergl. den neuen illustrierten Katalog von der Mor a G. m. b. H., Postfach 520/109, Breslau II. Schreiben Sie noch heute eine Postkarte.



Bildgröße 28x38 cm
Kartongröße 45x60 cm

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und
unseren HEERFÜHRERN in

Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton
zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt.
(Gegen vorherige Binsendung des Betrages erfolgt
spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine
wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer
hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunst-Druck-Gesellschaft
m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

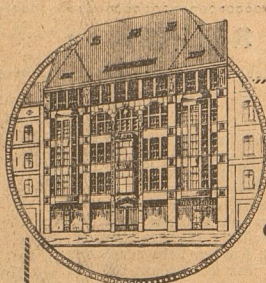
Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

- Kaiser Wilhelm II.
Wilhelm, Kronprinz
von Preußen
- Rupprecht, Kronprinz
von Bayern
- Herzog Albrecht von Württemberg
- von Bodeler, General der Inf.
- von Bülow, Generaloberst
- von Einem, General der Inf.
- von der Goltz, Generalfeldmarschall
- von Hindenburg, Generalfeldmarschall
- von Heeringen, Generaloberst
- von Kluck, Generaloberst

W

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 1671, 9862, 11084
Telegraphenaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen, sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Soeben erschienen!

Soeben erschienen!

Wilhelm Greve's Karte

vom

Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1 : 5 000 000 ♦ In 18 Farbentönen ♦ Bildgröße 72 × 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittelländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Volksausgabe A



Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von

Wilhelm Greve, Königl. Hof-Lithographie,
Hof-Buch- u. -Steindruckerei

Fernsprecher: Amt Moritz-
platz 1671, 9862, 11084

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Fernsprecher: Amt Moritz-
platz 1671, 9862, 11084